Im Mai 1952 hielt Wolf Graf von Baudissin an der Universität Hamburg einen Vortrag über die Rüstung der Bundesrepublik Deutschland. Kein einfaches Unterfangen, denn aller nostalgischen Verklärung zum Trotz: Zu keiner Zeit war ein deutscher Verteidigungsbeitrag so umstritten, trafen deutsche Streitkräfte und Soldaten auf solch emotionale Ablehnung wie in den 50er und noch bis in die Mitte der 60er Jahre. Ich studierte damals in Hamburg Geschichte und hatte – wie alle meiner Generation, die überlebt hatten – Sturm und Drang lange hinter mir. Große Worte beeindruckten uns nicht mehr, denn wir waren mehr als skeptisch geworden. Trotzdem sollte dieser Vortrag meinem Leben eine unvermutete Wendung geben.

Graf Baudissin skizzierte seine Vorstellungen einer doppelten Einbindung – einer Einbindung künftiger deutscher Streitkräfte in Staat und Verfassung wie auch der Einbindung Deutschlands in die Nordatlantische Allianz. Er sprach über eine neue Soldatische Ordnung – Disziplin und Recht – als Teil einer freiheitlichen, demokratischen und rechtsstaatlichen Gesamtverfassung. Er beschrieb Ort und Funktion Politischer Bildung in den Streitkräften – als Lernfeld für Demokratie und als Teil der politischen Auseinandersetzung. 1935 war ich Soldat geworden und führte 1944/45 ein Infanteriebataillon, das einem Armeekorps als Reserve und Feuerwehrdiente. Ich wußte also, wovon Graf Baudissin sprach, und sah das radikal Neue seines Ansatzes ebenso wie die gleichzeitig pragmatische Vorgehensweise.

Auch sieben Jahre nach der bedingungslosen Kapitulation war noch lange nicht jeder davon überzeugt, daß es richtig sei, in der internationalen Politik das Recht des Stärkeren durch die Stärke des Rechts abzulösen - noch weniger waren davon überzeugt, es sei möglich. So bot Graf Baudissins Sicht der NATO als eines Bündnisses freier und gleicher Nationen manch Neues. Denjenigen, die noch nie von einem erfolgreichen Bündnis gleichberechtigter Völker gehört hatten und debattenstarke Entscheidungsschwäche oder im Gegenteil das Diktat einzelner Bündnispartner befürchteten, hielt er die Kraft von Freiheit und Freiwilligkeit entgegen. Den anderen, die den Herausforderungen der Politik ein trotziges »Ohne mich!« entgegenstellten, machte er nüchtern deutlich, daß die westeuropäischen Länder nur im euro-atlantischen Bündnis der Bedrohung durch die Diktatur standhalten konnten. Uns allen zeigte er die Chance, die uns die NATO bot: Grenzen überwindende Kooperation und Integration auf dem schwierigsten und empfindlichsten Feld staatlicher Sicherheitsvorsorge und nationaler Selbstbestimmung.

Die heftigsten Diskussionen löste auch bei diesem Vortrag wieder Graf Baudissins Diktum vom Soldat für den Frieden aus. Zum ersten Mal hatte er diesen Ausdruck im Dezember 1951 in der Evangelischen Akademie Hermannsburg (heute Loccum) verwendet. Ein Aufschrei von rechts und links war die Folge gewesen. Beide Seiten waren sich darin einig gewesen, daß dies der sogenannten Natur des Soldat-Seins widerspräche (uneinig war man sich nur in der moralischen Bewertung dieser angeblichen Tatsache). Dabei beruhte die Empö-

rung erst einmal auf einem einfachen Mißverständnis: Die Kritiker hatten übersehen, daß Graf Baudissin nicht von Soldaten für den Frieden gesprochen hatte, sondern vom Soldat – der Institution also. Sie sahen nicht, daß hier einem Teil der staatlichen Exekutive ein moralisch begründeter politischer Zweck gesetzt wurde.

Mich faszinierten diese Gedanken und Perspektiven. 1944, als ich infolge einer Verwundung zeitweilig Taktiklehrer an der Infanterieschule in Döberitz war, hatte mein Vater mich gefragt, ob ich das Buch eines preußischen Generals von Clausewitz haben wolle – »aber der spricht darin auch vom Frieden«, hatte er mich gewarnt. Ich hatte gewollt und war nun, acht Jahre später, so weit, daß ich erkannte: Vor uns stand einer, der die Chance bot, am Aufbau von etwas radikal Neuem und zugleich in unserer Geschichte tief Verwurzeltem mitzuwirken – Führung von Streitkräften in der und für die Demokratie.

Dieser Herausforderung konnte ich nicht widerstehen. Ich wurde nicht Lehrer, sondern bewarb mich nach dem Rigorosum im Juli 1952 beim Amt Blank um die Aufnahme in die Gruppe des Grafen Baudissin. Im August 1953 trat ich meinen Dienst dort an.

Alle, die sich in der Gruppe um Graf Baudissin sammelten, brachten ihre ganz unterschiedlichen Erfahrungen ein. Ich wurde 1916 in Hamburg geboren. Heute weiß ich, welche politischen Entwicklungen zu Hunger, Inflation und Bürgerkrieg führten. Damals – als Kind – sah ich nur, was sie den Menschen in meiner Umgebung antaten. Und dann das prägende Erlebnis meiner Generation: der Krieg. Polen, Frankreich, Rußland – sechs Jahre

mit wenigen Ausnahmen in Verwendungen auf der reinen Truppenebene bis zum Kommandeur eines selbständigen Bataillons. Die Symbole auf der Karte hatten für mich immer ganz persönliche Gesichter. Solch prägende Erinnerungen und Erlebnisse kann man nur mit denen teilen, die sie ebenfalls gemacht haben. Das ist wohl auch die eigentliche Bedeutung von Veteranentreffen; Gefühle kann man nicht erklären und dort muß man sie nicht erklären.

Erlebnisse werden erst durch ihre Verarbeitung zu Erfahrungen. Während meiner Zeit als Taktiklehrer hatte ich auf Anregung meines Vaters begonnen, mich mit Clausewitz' Theorie Vom Kriege auseinanderzusetzen - eine Auseinandersetzung, die ich mittlerweile über 50 Jahre führe. Bald nach Ende des Krieges hatte ich in Hamburg das Studium aufgenommen; ich hatte nämlich Glück gehabt - was man damals Glück nannte: Kurz vor Kriegsende war ich so schwer verwundet worden, daß ich aus tschechischer früh in britische Kriegsgefangenschaft übergeben und aus dieser schon im Februar 1946 entlassen wurde. Ich studierte Geschichte, da es mich schon immer interessierte, was Menschen zu anderen Zeiten an anderen Orten taten, und wie. Außerdem brauchte ich einen neuen Beruf, und das Lehren hat mir immer fast so viel Freude bereitet wie das Lernen. Das war aber nicht der einzige Grund.

Man kann Geschichte zu sehr unterschiedlichen Zwecken studieren. Mancher tut es um der reinen historischen Erkenntnis willen. Man hat das zeitweilig als ein «l'art pour l'art« bezeichnet. So offenkundig diese Schwäche des Ansatzes ist, seine Stärke ist ebenso offen-

sichtlich: Die Versuchung ist nicht ganz so groß, aktuelle Vorstellungen in die Vergangenheit hineinzuinterpretieren und eigenen Wünschen das Mäntelchen historischer Notwendigkeit umzuhängen. Ich betone das, weil ich selber ganz anders Geschichte studierte. Ich war (und bin noch immer) überzeugt: Wer die Zukunft gestalten will, muß seine Gegenwart kennen. Die Gegenwart kennt nur, wer seine Vergangenheit verstanden hat. Da ich die Zukunft mitgestalten wollte, mußte ich mich mit unserer Vergangenheit beschäftigen.

Bei dem Sozial- und Landeshistoriker Hermann Aubin promovierte ich mich über den Untergang der Freiheit Dithmarschens 1559. Dieses Thema bot mir das griffige Beispiel, um für mich das Verhältnis von Politik und Krieg, die Strukturen einer tragfähigen Rechts- und Friedensordnung, die Zweck-Ziele-Mittel-Relation politischer und militärischer Führung zu durchdenken. Woran ich bis heute festhalte: Nicht die bedingungslose Kapitulation des Mai 1945, sondern daß mangelnder politischer Kampfeswille die sogenannte Machtergreifung des Januar 1933 zugelassen hat, ist die deutsche Katastrophe – nicht der Krieg, sondern die Diktatur.

Um ein Wort von Clausewitz zu paraphrasieren: Nicht unbedingt was, aber wie ich es gedacht hatte, half mir, in die Gruppe Baudissin aufgenommen zu werden. Ich war dort beileibe nicht der einzige, der Truppe im Gefecht geführt und später studiert hatte. Im November 1953 kam Othmar Pollmann, der – vielleicht familiär vorgeprägt (der Vater war Organist am Regensburger Dom gewesen) – nach dem Kriege in München studiert und